



Dies ist eine Leseprobe des Tropen Verlags. Dieses Buch und unser gesamtes Programm finden Sie unter www.tropen.de

REYHAN ŞAHİN AKA
DR. BITCH RAY

AMAZONEN BRÜSTE

**Wie ich den
Brustkrebs bekämpfte**

TROPEN SACHBUCH

Das Gedicht auf S. 76 stammt aus dem Gedichtband *Mein Name ist Ausländer* von Semra Ertan (2020), S. 176, hg. v. Zühal und Cana Bilir-Meier, mit freundlicher Genehmigung der Herausgeberinnen.

Tropen

www.tropen.de

J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger GmbH

Rotebühlstraße 77, 70 178 Stuttgart

Fragen zur Produktsicherheit: produktsicherheit@klett-cotta.de

© 2025 by J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger GmbH,
gegr. 1659, Stuttgart

Alle Rechte inklusive der Nutzung des Werkes für Text und
Data Mining i. S. v. § 44 b UrhG vorbehalten

Cover: Zero-Media.net, München

unter Verwendung eines Fotos von © Louis Headlam,

www.louisheadlam.com

Gesetzt von C.H.Beck.Media.Solutions, Nördlingen

Gedruckt und gebunden von GGP Media GmbH, Pößneck

Lektorat: Julia Matthias

ISBN 978-3-608-50290-9

E-Book ISBN 978-3-608-12468-2

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten
sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

*Für alle Menschen, die an Brustkrebs erkrankt sind.
Auf eure Genesung, inşallah!*

1

»Was kann ich für Sie tun?«, fragte mich der Arzt.

Ein Mann in seinen späten Vierzigern, ich kannte ihn nicht. Die Gynäkologin, zu der ich normalerweise ging, war in Elternzeit. Sie wäre mir sehr viel lieber gewesen!

»Ich habe am Wochenende einen Knoten in meiner rechten Brust ertastet, und das macht mir irgendwie Angst«, sagte ich ohne Umschweife.

»Dann machen Sie sich bitte obenrum frei und legen sich gleich hierhin.« Er zeigte auf die Liege im anderen Raum neben dem Ultraschallgerät und ging vor. Etwas erstaunt von seiner Direktheit, folgte ich ihm, zog Oberteil und BH aus und legte mich auf die Liege. Er drückte Gel aus einer Tube auf meine rechte Brust, das überraschend warm war.

»Das ist ja gar nicht kalt!«, versuchte ich mich an etwas Smalltalk. Ich musste mich von meiner schlimmsten Befürchtung ablenken.

»Wir wollen ja nicht, dass Sie frieren!«

Der Arzt kreiste mit dem Ultraschallstab über meine Brust, wobei er konzentriert auf den kleinen Bildschirm schaute. Auf einmal fokussierte sich sein Blick. Er schien auf einen bestimmten Punkt auf dem Monitor zu starren, ich hingegen starrte ihn an. Er legte den Stab fester auf und fuhr auf

meiner Brust hin und her, bis es fast wehtat. Ich verfolgte angespannt die Regungen in seinem Gesicht.

»Aua!«, sagte ich, um mich irgendwie bemerkbar zu machen. Eigentlich kann ich es gar nicht haben, dass mich jemand ungefragt an der Brust berührt. Auch wenn Ärztinnen mich abtasten, löst das in mir ein ähnliches Unbehagen aus wie bei anderen das Geräusch von kratzenden Fingernägeln auf einer Kreidetafel. Wahrscheinlich war das der Grund, weshalb ich selbst meine Brüste so gut wie nie abtastete, auch wenn das von medizinischer Seite ausdrücklich empfohlen wird. Dass ich den Knoten am Wochenende entdeckt hatte, war reiner Zufall gewesen.

Um mich nicht zu sehr in meinen Bedenken und voreiligen Selbstvorwürfen zu verstricken, konzentrierte ich mich wieder auf das Gesicht des Arztes. Dr. Kramer saß mittlerweile neben der Liege, langsam rückte er näher an den Bildschirm heran. Sein Blick schien einen Punkt zu fixieren, als hätte er da etwas entdeckt. Er klickte den Bereich an und beugte sich noch näher zum Bildschirm, zoomte gleichzeitig heran. Noch mal ... und noch mal.

Dann runzelte er die Stirn. Seine Miene verfinsterte sich, und seine Kinnlade fiel herunter. *Shit*.

»Was ist?«, fragte ich nervös.

»Das ... das hier ... sieht nicht gut aus«, sagte er langsam.

»Was meinen Sie damit? Was heißt das?« Ich wurde unruhig.

»Überhaupt nicht gut.«

»Wie meinen Sie das?« Mein Herz raste.

»Na ja ...« Er guckte noch immer mit gerunzelter Stirn auf den Ultraschallbildschirm.

»Was??!«, fragte ich. Ich merkte, wie mein Herzrasen mir die Kehle zuschnürte.

»Das sieht ... Tja ... wie ein bösartiger Tumor aus.«

Whaaat?! OMG. Meint er wirklich mich? Er meint mich.
»Sind Sie sich sicher? Gucken Sie bitte noch mal genau!«
Shit. Passiert das gerade alles wirklich? Was bedeutet das?
Ist das tödlich?

»Leider ja.«

Fuck. Fuck. Fuck.

Scheinbar ungerührt inspizierte er weiter mit dem Ultraschallstab meine Brust. Fassungslos sah ich ihm dabei zu, während mein Herz unaufhörlich weiterraste. Das Atmen fiel mir schwer, die Angst kroch von meinem Magen immer weiter nach oben. In meinem Kopf schossen alle möglichen Gedanken durcheinander. War das eine Panikattacke? Und als hätte mein Kopf plötzlich auf Satire umgeschaltet, sah der Ultraschallstab in meinen Augen auf einmal wie ein Dildo aus, mit dem er Gleitgel auf meiner Brust verrieb.

Der Arzt drückte den Stab auf meine linke Brust: »Die sieht sauber aus.« *Ach ja, es gibt ja auch noch die andere Seite.*

»Die meisten Tumore werden nämlich von den Frauen selbst entdeckt«, erklärte er, als sei das ein Trost. Er reichte mir einen Stapel Papiertücher und drehte sich abrupt mit seinem Hocker-auf-Rädern von mir weg. Als müsste er dringend weg von mir und meinem Brustknoten.

»So, Sie machen sich jetzt bitte sauber und melden sich umgehend im Brustzentrum.« Er war aufgestanden und wies mit dem Daumen nach hinten in Richtung Krankenhaus. Bevor ich etwas erwidern konnte, lief er ins andere Zimmer. »Ich mache Ihnen die Einweisung fertig«, rief er.

»Brustzentrum?«

»Ja, zur Chefärztin Dr. Krahn-Schneider, die machen das da ganz gut. Da müssen Sie sofort hin.«

Ich lag wie gelähmt da. Mein Körper war plötzlich steif geworden, ich konnte mich kaum bewegen. Automatisiert

und wie in Zeitlupe wischte ich die Überreste des Gels weg und hob meine elefantenschweren Beine eines nach dem anderen von der Liege. Es kam mir wie ein surrealer Horrorfilm vor. Als wäre ich nur noch halb am Leben. Spielte der Mann mir das alles vor? Waren irgendwo Kameras versteckt? Was passierte hier gerade?

Kaum stand ich einigermaßen sicher auf den Beinen, spürte ich ihn auf einmal, als hätte ihn jemand angeschaltet: den Schmerz in meiner Brust.

Dr. Kramer war im Nebenzimmer verschwunden, ich hörte die Geräusche eines Druckers. Oben ohne, mit meinem BH in der Hand, stellte ich mich vor seinen Schreibtisch.

»Zu wie viel Prozent sind Sie sich denn sicher, dass es Brustkrebs ist?«, fragte ich.

»Neunzig«, sagte er, blickte dabei nur kurz auf und widmete sich dann wieder seinem Computerbildschirm. *Das hat er gerade nicht wirklich gesagt, oder? Nein, das kann er nicht gesagt haben. Das kann er nicht wirklich gesagt haben. No. No. No.*

»Sie lassen sich jetzt bitte die Nummer vom Brustzentrum am Empfang geben und rufen dort an. Die sind jederzeit erreichbar. Rufen Sie aber gleich an, damit Sie so schnell wie möglich einen Termin bekommen. Viel Glück und auf Wiedersehen.«

Hallo? Ich war keineswegs schon so weit, dass ich das alles realisiert, geschweige denn verarbeitet hätte. Er konnte mich doch nicht einfach so rausschicken. Sollte das etwa ärztliche Fürsorge sein, oder wollte er nur die nächste Patientin nicht warten lassen? Ich konnte es nicht einordnen.

»Wie hoch sind die Heilungschancen?«, brachte ich gerade noch heraus. Inzwischen hatte ich BH und Oberteil wieder angezogen.

»Bitte, lassen Sie sich jetzt einen Termin vom Brustzentrum geben.« Er war offensichtlich mit mir fertig. Wär's nicht so schlimm gewesen, hätte ich ihm ein »Alter, kümmer' dich gefälligst um mich!« entgegengeschleudert. Aber die ganze Sache hatte mir die Sprache verschlagen.

Ich lief zum Empfang, bekam von der medizinischen Angestellten die Überweisung und die Telefonnummer und stolperte aus der Praxis. Es war kalt. Das Jahr hatte doch gerade erst begonnen! Ich guckte auf den Überweisungszettel. Dort stand tatsächlich: »Diagnose: Mammakarzinom rechts bei vier Uhr«. Und darüber *mein* Name und *meine* Adresse.

Ich habe Brustkrebs.

Fuck!

Benommen tippte ich die Nummer des Brustzentrums in mein Handy – und ließ es klingeln, einmal, zweimal, fünfmal, aber niemand nahm ab. Ich rief noch mal an. Und noch mal. Fünfmal insgesamt. Fünfundzwanzig Klingeltöne, die in meinem Kopf einen Tinnitus hinterließen. Niemand nahm ab. Ich googelte die Adresse des Krankenhauses, in dem sich das Brustzentrum befand. Es lag nur wenige Gehminuten von der Praxis entfernt. In schnellen Schritten lief ich los, dabei fühlten sich meine Beine wie Gummi an. Das Stechen in meiner Brust wurde stärker, aber vielleicht war es nur Einbildung, vielleicht war alles nur Einbildung, vielleicht würde sich alles als Irrtum herausstellen, vielleicht war dies gerade nur ein Albtraum, von dem ich gleich erwachen würde und mich dann in meinem gemütlichen krebsfreien Leben einkuscheln könnte ...

Ich lief geradeaus weiter. *Verfickte Scheiße. Muss ich sterben? Oh mein Gott, hilf mir! Du hast keine Zeit für solche Fragen, Reyhan, du musst jetzt handeln: Go for it!*

Das Brustzentrum lag in der zweiten Etage des Krankenhauses. Ich ging vom Foyer direkt links auf die Anmeldung zu, an der eine junge Frau mit auffällig langen künstlichen Wimpern saß.

»Ich bräuchte bitte einen Termin«, erklärte ich.

»Termine haben wir leider erst wieder im Mai«, sagte sie in einem routinierten Singsang.

»Bis dahin kann ich nicht warten. Ich habe Brustkrebs,« antwortete ich ziemlich brüsk. Hatte ich das Wort etwa gerade selbst ausgesprochen? Es ging mir so leicht über die Lippen, als spielte ich nur eine Rolle und würde Text aus einem Drehbuch aufsagen.

»Oh, dann muss ich mit einer der Ärztinnen sprechen«, sagte sie erschrocken, als hätte sie das erste Mal von dieser Krankheit gehört. »Bitte warten Sie draußen, ich hole Sie dann rein.«

Ich ging wieder raus und setzte mich auf einen der Stühle im Foyer des Brustzentrums. Die vielen vorbeigehenden Menschen nahm ich nur schemenhaft wahr. Noch immer völlig verstört, rief ich meinen Bruder an und erzählte ihm, was passiert war.

»Ach du ... Schei-ße!!« Er rang nach Worten. Das Verhältnis zu meinem jüngeren Bruder war schon immer eng, ich weiß nicht mehr genau, was ich ihm alles erzählt habe, aber es ging um meine Todesangst, die Furcht vor der Behandlung und die Frage, warum es ausgerechnet mich getroffen hatte. In unserer Familie waren bisher keine Krebserkrankungen aufgetreten, auch bei meinen Verwandten mütterlicher- und väterlicherseits in der Türkei nicht. Ich war also die Erste. Genauso wie ich die Erste in der Familie war, die promoviert hatte. Eine muss immer den Anfang machen, klar, aber wieso ich, warum jetzt? Und warum sucht man,

wenn so etwas passiert, eigentlich immer sofort nach einem Grund, so als wäre es die Strafe für irgendein Fehlverhalten, als gäbe es auch da eine Schuld?! *It all happens for a reason? Hell no!*

»Wann willst du's unseren Eltern erzählen?«, fragte mein Bruder.

»Weiß nicht. Am besten erst, wenn die Diagnose bestätigt ist«, antwortete ich, auch wenn ich wusste, dass ich nur Ausflüchte suchte. Ein deutscher Arzt würde niemals von neunzig Prozent Wahrscheinlichkeit sprechen, wenn er sich nicht sicher wäre. Diese Alman-Genauigkeit, die ich sonst so feierte, tat in diesem Moment einfach nur weh. Ich erwog, meinen Eltern gar nichts zu sagen, um sie zu schützen.

In der Türkei und innerhalb von Communitys mit Migrationsbezug zur Türkei ist es üblich, den Angehörigen – insbesondere den eigenen Eltern – aus Rücksichtnahme schwere Erkrankungen zu verschweigen. Manche Ärzt:innen in der Türkei sagen nicht einmal ihren Patient:innen, dass sie sterbenskrank sind, teilweise bis zu deren bitterem Tod. Diese tragische Herangehensweise wurde in vielen alten türkischen und kurdischen Filmen immer wieder aufgegriffen.

Das muss man sich mal vorstellen! Das wäre in Deutschland undenkbar, ein Skandal, wenn Ärzt:innen aus falsch verstandener Rücksicht ihren Patient:innen Krankheiten verschweigen würden. Aber in diesem Moment wünschte ich mir, auch ich wäre verschont geblieben. Aber es gehörte eben zur Alman-Genauigkeit, den Menschen schwere Erkrankungen ins Gesicht zu klatschen. Auahhh!

Nachdem ich eine halbe Stunde am Telefon geheult hatte, wünschte mir mein Bruder: »Inşallah ist es *kein* Krebs! Hadi, ich küsse dein Herz, liebe Schwester! Bol şans, viel Glück!«

Mit roten Augen ging ich wieder ins Brustzentrum hinein zu der Frau an der Anmeldung.

»Ich wollte gerade zu Ihnen rauskommen. Morgen um elf Uhr haben Sie einen Termin bei Dr. Bruns, das ist eine unserer Spezialistinnen«, sagte sie und reichte mir einen kleinen rechteckigen Terminzettel mit den Angaben.

»Okay, danke!«, sagte ich und freute mich, dass ich nun doch so schnell einen Termin bekommen hatte – bis mir wieder einfiel, um was für einen es sich handelte.

Diesmal kam die Panikattacke ohne Ankündigung. Ich hyperventilierte.

Bismillahi rahmani rahim. Göttin der Gerechtigkeit, Hak, Muhammed, Ali, helft mir, bitte! Ich flehe euch an.

Ein – zwo, drei, vier.

Aus – zwo, drei, vier.

Ich versuchte, meine Atmung zu kontrollieren. Es war immer noch alles nicht zu greifen, die Sorgen, der Schmerz, die Angst, es waren gerade erst ein paar Minuten vergangen, davor war mein Leben ziemlich in Ordnung gewesen, und jetzt war vielleicht nichts mehr davon übrig, ich war nicht mehr dieselbe Person, ich war jetzt eine Frau of Color, die Krebs hatte, aber selbst, wenn ich es mir im Kopf aufsagte, konnte ich es nicht fassen, alles war überlagert von Angst und Ungewissheit, von Verzweiflung.

Als sich meine Atmung beruhigt hatte, rief ich draußen vor dem Krankenhaus mit zitternden Händen meinen guten Freund Özgür an. Özgür ist Psychologe und wie ich Arbeiterkind mit Eltern aus der Türkei. Er hatte sich durch sein Studium aus der elterlichen Armut befreit. Unter Tränen erzählte ich ihm von der Verdachtsdiagnose, er hörte ruhig zu und tröstete mich damit, dass ich erst mal abwarten sollte. Als ich ihm von den neunzig Prozent berichtete, gab es dann doch ein kurzes Schweigen in der Leitung, aber zum Glück

fand er – wie so oft – schnell seine Fassung wieder und erzählte mir von der Freundin einer Freundin, die vor einigen Jahren Brustkrebs gehabt und ihn gut überstanden hatte. Er kenne sie zwar nicht gut, hätte sie aber letztens noch getroffen, und sie hätte einen ziemlich munteren Eindruck auf ihn gemacht. *Ja, bitte weiter so! Erzähl mir lauter solcher Geschichten, das tut mir gut, ich will gar nicht wissen, ob sie stimmen, ich will sie nur hören!* Özgür machte mir Mut, dass ich es auch schaffen werde, wenn es überhaupt etwas Böses ist, was ja noch nicht feststehe. Ich sei eine Kämpferin, eine Amazone, sagte er, die seien im antiken Griechenland auch furchtlos in den Kampf gezogen. Ich hätte doch bisher so vieles geschafft, diese Hürde würde ich auch überwinden.

Mitten im Gespräch kamen ihm die Tränen. Mit bebender Stimme erklärte er mir, dass er mich als gute Freundin ganz doll liebe. Ich fing ebenfalls an zu schluchzen, sagte, dass ich ihn auch liebe und dass ich nicht sterben will.

Seine Worte waren Balsam für meine Seele oder eher Dubai-Schokolade mit den sanft-lieulich-süßen Engelshärchen von der türkischen Künefe. Dennoch konnte ich den starken Schmerz in meiner Brust nicht ignorieren. Mir fiel die türkische Bezeichnung »yürek acısı« ein, was mit »Seelenschmerz« übersetzt werden kann; genauso einen starken seelischen Schmerz spürte ich jetzt! Er machte sich immer dann bemerkbar, wenn ich mich in äußerst belastenden Situationen in meinem Leben befand. *Fuck ey!*

Ich versprach Özgür, dass ich bereit war für den Amazonenkampf, aber ihn dafür an meiner Seite bräuchte, was er mir sofort versprach. Ich wollte gar nicht mehr auflegen, weil ich mit meinem Schmerz in der Brust nicht allein sein wollte, aber nach zwei Stunden Gespräch war ich völlig erschöpft. Noch immer stand ich vor dem Krankenhaus. Ich bemerkte erst jetzt, dass sich das Gewusel gelegt hatte, nur

noch wenige Menschen hielten sich vor dem Krankenhaus auf. Der Himmel war grau, und ein paar Regentropfen fielen auf den Asphalt, als wäre es November, dabei war's schon Ende Januar! Ich ging nach Hause, um mich etwas auszuruhen. Doch meine Gedanken kreisten unaufhörlich. Im Bett wälzte ich mich von der einen auf die andere Seite, immer und immer wieder, starrte ins Dunkle ... Es war Januar, und das Jahr hatte doch gerade erst begonnen. An Schlaf war in dieser Nacht nicht zu denken.

2

Am nächsten Tag, einem Donnerstag, traf ich pünktlich um fünfzehn Minuten vor elf im Brustzentrum ein. Meine Überweisung von Dr. Kramer hatte mir am Tag zuvor die Frau an der Anmeldung in einer blauen Klarsichthülle wieder in die Hand gedrückt. Der Wartebereich lag am Ende eines langen Korridors. An der pastellgelben Wand hingen pinkfarbene Poster und Bilder. Außerdem gab es kleine Wasserflaschen, pinkfarbene Flyer und rosa Blumen. Offenbar sahen die Gestalter:innen des Brustzentrums – warum auch immer – irgendeine Verbindung zwischen Krebs und der Farbe Pink. An der Wand hingen zudem blaue Heftchen in Greifbehältern, die von den Patient:innen mitgenommen werden konnten. Die Überschriften gaben mir den Rest: »Brustkrebs«, »Krebs der Gebärmutter und Eierstöcke«, »Kinderwunsch und Krebs«, »Gehirntumore«, »Palliativmedizin«. *Leck mich am Arsch, wo bin ich hier gelandet?!*

Außer mir saßen im Wartebereich sieben weitere Frauen und zwei Männer, die vermutlich als Begleitung dabei waren. Die meisten schienen älter als ich zu sein, aber es waren auch einige jüngere Frauen dabei. Ich setzte mich auf den einzigen noch freien Stuhl, neben mir eine ältere Dame mit gelber Armbinde und drei schwarzen Punkten darauf. Die arme Frau schien sowohl keine Sehkraft als auch Krebs zu haben. *Allah korusun, Göttin stehe ihr bei!*

Eine andere wartende Frau fiel mir wegen ihrer Chanel-Wollmütze auf. Sie machte auf mich einen stabilen Eindruck, hatte zwei kleine Kinder dabei und sprach Farsi mit ihnen. Es guckten keine Haare aus der Wollmütze, also schloss ich auf eine Chemotherapie. Ich bekam Angst. Aber wenn, dann wollte ich auch so cool aussehen wie sie während der Chemo! Falls ich eine machen müsste, noch war es ja nicht bestätigt. *Allah korusun, Göttin stehe mir bei!*

Daneben saß noch eine Frau – auch mit Mütze –, aber eine eher antimodische, um nicht zu sagen ziemlich hässliche Klischee-Chemomütze. Das war eines von diesen ganz schlimmen Baumwolldingern mit Blumen- oder Streifenmuster. Jedes Mal, wenn ich eine dieser Mützen sah, ging es mir abrupt schlechter. Die hatten sowas Endgültiges, etwas, das mich an die bedrohlichen Bilder von krebskranken Menschen aus Tschernobyl erinnerte. Nie im Leben würde ich so eine hässliche Mütze tragen – egal, wie krank ich werden würde und wie viele Tage ich noch zu leben hätte. Ich musste an die Redensart »Nobel geht die Welt zugrunde« denken und daran, wie bescheuert Menschen wie ich eigentlich sind, sich in so einer beschissenen Situation Gedanken über ihr Äußeres zu machen. Aber wir Frauen sind ja leider darauf gedrillt, trotz Bildung und vierter Welle des Feminismus. Ich musste daran denken, dass ich wahrscheinlich auch bald mit versteckter Chemoglatze hier sitzen würde. Oder vielleicht sogar irgendwann gar nicht mehr. Mir kamen die Tränen, ich versuchte, sie wegzublinzeln.

»Na, haben Sie etwa auch die Diagnose?«, riss mich die ältere Dame neben mir aus meinen Gedanken.

»Ähm, Sie meinen Brustkrebs?«, gab ich mich ein wenig unbeteiligt. »Jein. Also, ich weiß es noch nicht genau, bin hier, um es rauszukriegen.« Irgendwie schämte ich mich,

hier vor den anderen über meinen – noch nicht bestätigten – Brustkrebs zu sprechen.

»Ich wünsche es Ihnen ja nicht, Sie sind doch noch so jung! Ein Elend ist das ... und Ihre schönen langen Haare! Die werden allesamt ausfallen.« Ihre Worte bohrten sich in mein Herz, aber ich verkniff mir eine Antwort. Die Frau ließ nicht locker und setzte ungefragt das Gespräch fort: »Ich bin ja schon sechsundachtzig Jahre alt, bei mir ist das egal. Ich wollte auch keine Chemotherapie mehr.«

»Ach, Sie hatten schon Ihre Diagnose?«, fragte ich und tat überrascht. Obwohl ich schon einige Male professionell geschauspielert hatte, spielte ich die Rolle der zugewandten Leidensgenossin miserabel. Ich wollte ihre Antwort eigentlich gar nicht hören.

»Ja, vor zwei Jahren, die wollten eine Chemotherapie machen, aber ich wollte das nicht. Wissen Sie, in meinem Alter, da braucht man sowas nicht mehr. Mein Mann ist auch krank, der meinte, dann gehen wir halt zusammen.«

»Verstehe«, sagte ich und schaute in eine andere Richtung. Ich fühlte mich, als hätte sie mich mit ihren Worten angeschossen. Sie war sechsundachtzig, aber was sollte ich denn bitte sagen? Die Hälfte meines Lebens lag doch noch vor mir. Dieser Wartesaal erschien mir plötzlich wie das Vorzimmer ins Jenseits. *Hey, hört ihr mich? Ich will noch nicht gehen, ich hab hier auf der Erde noch was vor!*

»Die Männer können da ja nicht helfen, die sitzen nur daneben und sind auch traurig. Ein Elend ist das mit diesem Krebs. Haben Sie einen Freund?«

»Ähm. Ich weiß doch noch gar nicht, ob's bei mir Brustkrebs ist.« *Was redete ich? Natürlich ist es das! Die Frau hatte recht.*

»Ich wünsch Ihnen das ja nicht, dass Sie das haben ... die schönen langen Haare. Ein Elend ist das.«

Sie wiederholen sich, das reicht, hätte ich am liebsten gerufen! Mit Tacheles sprechenden Omas kannte ich mich eigentlich aus, denn wie fast jedes »Gastarbeiter«-Kind hatte auch ich mindestens eine deutsche Oma in meinem Umfeld, die mir die Haustür geöffnet hatte, wenn ich aus der Schule gekommen war, den Schlüssel vergessen hatte und meine Mutter ausnahmsweise nicht zu Hause war.

Unsere fünfundsiebzigjährige Treppenhausnachbarin Frau Siggelkow hatte mich dann in ihre Wohnung gebeten und mir Spiegelei auf Schwarzbrot zum Mittagessen serviert. Ich fühlte mich in ihrem sauberen, warmen und gemütlichen Wohnzimmer wohl. Bei uns zu Hause sah es chaotisch und ärmlich aus. Wir hatten fast nur Möbel vom Sperrmüll, immer lief entweder der Fernseher, oder es klangen melancholische alevitische Klagelieder aus dem Kassettenrekorder. Und beim Essen nahmen wir alte türkische Zeitungen wie die *Hürriyet* und Werbeprospekte als Unterlagen. Rückblickend kann ich gut verstehen, weshalb ich mich bei Frau Siggelkow immer so wohlfühlte. Auch sie war ziemlich direkt, aber nicht ganz so hartnäckig wie diese Dame, die einfach weiter auf mich einredete, obwohl ich ihr längst nicht mehr zuhörte. Ich vernahm bloß immer wieder »Ihre schönen langen schwarzen Haare!«.

Irgendwann hielt ich es nicht mehr aus. Wieder schossen mir Tränen in die Augen. *Ich muss hier weg!* Ich stand auf, um zur Toilette zu gehen, die ältere Dame sprach einfach weiter, zeigte mir jetzt ihre dunkle Dolce-&-Gabbana-Sonnenbrille, die sie auf dem Kopf getragen hatte und nannte den hohen Preis, den sie wegen der speziellen Gläser bezahlt hatte. »1345,00 Euro«, hörte ich sie noch sagen. Im selben Augenblick öffnete jemand eine der drei Türen im Korridor und rief meinen Namen. *Allahu akbar!* Endlich war ich dran. So schnell ich konnte, floh ich in das Sprechzimmer.

3

»Guten Tag, ich bin Dr. Bruns. Legen Sie sich bitte auf die Liege, ich schaue mir das an«, sagte die Ärztin mit ruhiger, warmer Stimme.

»Hi, Reyhan Şahin, freut mich«, sagte ich ziemlich down. Ich legte mich auf die Liege und hob die Arme über den Kopf.

Dr. Bruns guckte konzentriert auf den Ultraschallbildschirm, ich in ihr Gesicht. Denn wie ich gestern gelernt hatte, verrät das Gesicht von Ärzt:innen mehr als tausend Worte. Auch sie verteilte ein lauwarmes Gel auf meiner rechten Brust und untersuchte sie mit einem Ultraschallstab. Mir war, als hätte ich ein Déjà-vu, nur, dass sie freundlicher wirkte als der Arzt von gestern. Dr. Bruns war noch recht jung, Anfang oder Mitte vierzig, hatte grünblaue Augen, die hellbraunen Haare zum Zopf gebunden, dazu die klassische Kombi aus weißem Kittel und weißer Hose. Erst später sah ich, dass sie rote Adidas-Wildleder-Sneaker des Modells »Gazelle« dazu trug, was ich sehr feierte. *Zurück zum Thema, Reyhan! Du bist wegen Verdacht auf Brustkrebs hier. Don't forget.*

»Und? Meinen Sie auch, dass es das ist?« Ich mochte es nicht noch mal aussprechen.

»Mit großer Wahrscheinlichkeit schon ...«. Sie blickte auf den Bildschirm. »Also, es ist schon ziemlich wahrscheinlich«, nickte sie dazu in Zeitlupe mit dem Kopf.

»Da ist ein auffälliger Knoten zu sehen, so groß wie eine Kastanie etwa.« Von da an hasste ich Kastanien. Sie schien auf dem Bildschirm Messungen von meiner Brust anzustellen und machte Screenshots.

»Und Dr. Kramer ist ziemlich erfahren, also wenn er das sagt ...« Ein empathieloser Wichser ist das!, hätte ich am liebsten gerufen, aber konnte es mir gerade noch verkneifen, schließlich sprachen wir hier über einen vermutlich bösartigen Tumor in *meiner* Brust.

»Zu einhundert Prozent kann ich Ihnen erst nach der Biopsie sagen, ob es wirklich Brustkrebs ist.« Sie fing an, zuerst meine rechte, dann die linke Brust vorsichtig abzutasten. Ihre Finger waren sehr behutsam und ihre Stimme mindestens so warm und geschmeidig wie das Ultraschallgel. Ich wollte am liebsten einfach liegenbleiben und von ihr umsorgt werden, unter ihren weißen Kittel kriechen und nie wieder rauskommen ... *Wäre das bitte möglich?*

Sie schob mir den Ultraschallstab in meine rechte Achselhöhle und verkündete: »Die rechten Lymphknoten scheinen frei zu sein.«

»Ist das gut?«, fragte ich. Sie nickte und schob den Ultraschallstab nun in meine linke Achselhöhle.

»Auch frei.« Sie nickte erleichtert.

»Ich werde Ihnen jetzt eine Stanze legen und Gewebe aus der Brust entnehmen, dann wissen wir nächste Woche mehr.« Sie hielt ein Handy ans Ohr und sagte: »Ja, bitte einmal eine Stanze.«

Ich versuchte, mich zu entspannen, gleichmäßig ein- und auszuatmen. Leichter gesagt als getan. Dr. Bruns schien ihr Handwerk zu verstehen, also sollte ich sie auch machen lassen und ihr vertrauen. *Aber was, wenn's wirklich Brustkrebs ist und ich mich bald ganz schlimmen Behandlungsmethoden unterziehen muss, bei denen ich all meine schönen langen*

Haare verliere??! Meine Atmung beschleunigte sich. Ich versuchte, mich mit friedvollen Gedanken zu beruhigen, und musterte dabei Dr. Bruns. Die Chemie zwischen uns schien zu stimmen, das hatte ich gleich bemerkt. *Chemie gut, aber Chemotherapie: nein, danke!* Im nächsten Moment kam eine junge dunkelhaarige Krankenpflegerin herein, um zu assistieren, sie lächelte mich mit besorgter Miene an. Hilf mir, Schwester, hätte ich am liebsten gerufen.

Sie steckte nacheinander mehrere kleine Spritzen mit dünnen Nadeln in meine Brust. Kurz darauf folgte eine riesengroße Spritze mit einer fetten Nadel, mit der sie durch meine Brust direkt in den Knoten stach. Ich spürte den Schmerz, aber bei kleinen Eingriffen war ich – Göttin sei Dank! – nicht so empfindlich. Und ich hatte gerade ganz andere Sorgen, ich war damit beschäftigt, alles ins letzte Gebet zu stecken. *Göttin der Gerechtigkeit, lass es bitte, bitte keinen bösartigen Tumor sein!* Gleichzeitig war ich mir inzwischen so gut wie sicher, dass es einer war.

»Ich gebe Ihnen jetzt einen Termin für nächste Woche Mittwoch um 14 Uhr. Und sobald ich die Ergebnisse von der Gewebeentnahme bekomme, rufe ich Sie an.«

»Wie lange dauert das?«

»Fünf bis sechs Tage. Ich würde Sie dann am Dienstag- oder Mittwochmittag in der nächsten Woche anrufen.« *Fünf bis sechs Tage? Das ist ja fast 'ne Woche! Wie soll ich bis dahin nur durchhalten?*

»Gehen Sie bitte noch im Anschluss zur Breast Care Nurse ins Nebenzimmer, dort wird Ihnen Blut abgenommen.«

Während ich zusah, wie das Blut aus meinem Unterarm in die Spritze gezogen wurde, rasten tausend Gedanken durch meinen Kopf. *Wenn Dr. Bruns mir jetzt schon einen Termin für nächste Woche gibt, bedeutet das dann, dass sie sich sicher*

ist, dass es etwas Ernstes bei mir ist? Oder bekommt jede:r diesen zweiten Termin routinemäßig, und er hat gar nichts zu bedeuten? Doch bestimmt! Bestimmt bedeutet er etwas. Denn warum sonst soll mir eine viel beschäftigte Brustkrebsspezialistin wie Dr. Bruns schon einen Termin für nächste Woche geben? Die müsste doch genug anderes zu tun haben. Nee, nee, das tut sie schon bewusst ... Sie weiß, dass es Brustkrebs ist. Oder vielleicht doch nicht? OMG! Ich war so lost.

Am Nachmittag hatte ich glücklicherweise einen Termin bei meiner Psychotherapeutin. Ich wollte auf keinen Fall allein zu Hause sein. Also fuhr ich vom Krankenhaus direkt mit Bus und U-Bahn zu ihr in die Praxis. Die Grünflächen, Brücken und Kanäle auf dem Weg dorthin, die mich sonst immer so positiv stimmten, ließen mich heute kalt. Ich schaffte es nicht mal, den Kopf zu heben, um die Aussicht aus der U-Bahn zu genießen. Er war schwer wie Blei, gefüllt mit tausend rasenden, negativen Gedanken.

Bei meiner Therapeutin angekommen, setze ich mich wie immer erst mal in den Warteraum. Die Praxis war in einem Althamburger Stadthaus mit Garten untergebracht. Doch sogar der sonst so schöne Garten wirkte heute farblos. Nur mit Mühe, so schien es, hatten sich die ersten Schneeglöckchen durch die Grasnarbe gekämpft, als hätte sie jemand am Blühen hindern wollen. Der einzige Baum, der im Garten stand, ragte kahl in den grauen Himmel, nur ab und zu kamen ein paar Sonnenstrahlen durch die dichte Wolkendecke hindurch. In den fröhlichen Blumenmustern der Sitzkissen auf den Wartestühlen sah ich überall kastaniengroße Krebstumore. Die drei pinkfarbenen Gerbera in der Blumenvase vegetierten kraftlos vor sich hin. Sie sahen aus, wie ich mich fühlte.

Zu meiner Therapeutin ging ich inzwischen nur noch

alle vierzehn Tage, am Ende des letzten Jahres hatten wir gemeinsam beschlossen, die Stunden zu reduzieren. Woher sollte ich auch wissen, dass mein Kismet jetzt mit so was ankommen würde?!

Normalerweise kam meine Therapeutin in den Warteraum und nahm mich lächelnd in Empfang. Diesmal war es anders. Mein Gemütszustand muss mir ins Gesicht geschrieben gewesen sein, jedenfalls wich ihr Lächeln, nachdem sie mich gesehen hatte, umgehend einem besorgten Ausdruck. Ich wollte am liebsten sofort heulend loschreien, versuchte aber tapfer, meine Tränen zurückzuhalten.

»Kommen Sie bitte, Frau Şahin«, sagte sie in ruhigem, aber bestimmtem Ton. Ich stand auf und folgte ihr. Bereits auf dem Flur fragte sie mich, wie es mir gehe und was los sei. Ich kämpfte mit den Tränen, bis wir den Therapieraum betraten, wo schon der braune Ledersessel, der ihrem Sessel gegenüberstand, und eine Box Taschentücher auf dem gläsernen Beistelltisch auf mich warteten.

»Frau Petersen, ich habe wahrscheinlich Brustkrebs«, bekam ich gerade noch heraus, bevor ich mir die Hände vor das Gesicht schlug und meinen Tränen freien Lauf ließ.

»Oh ... Oh ...«, hörte ich ihre Stimme kaum vernehmbar durch meine Tränen. Ich heulte Rotz und Wasser.

»Mein Gott, Frau Şahin! Das ist ja ... das ist ja ... nicht schön!« Es kam mir vor, als ob sie das Wort »scheiße« nur gerade so noch hatte vermeiden können.

Ich schluchzte immer heftiger, fing an zu hyperventilieren und zu zittern. Ich versuchte, mich zu beruhigen, aber es ging einfach nicht! Als ob mein Körper genau wusste, dass hier einer der wenigen geeigneten Orte war, um zusammenzubrechen. Zwischen meinem Schniefen und Schluchzen stammelte ich hin und wieder etwas wie:

»Das ist sooo schlimm!«

»Was mache ich, wenn's nicht heilbar ist?«

»Wie konnte das nur passieren?«

»Warum eigentlich wieder *ich*?!«

»Ganz ruhig, Frau Şahin, ganz ruhig«, versuchte meine Therapeutin mich zu beruhigen.

»Sie sind ja schon in Behandlung, die Ärzte kümmern sich um Sie, oder?« *Na und?! Heißt doch noch lange nicht, dass ich nicht daran sterben kann!*

Zwischenzeitlich war sie aufgestanden und zu mir gekommen, sie hielt mir die Taschentuch-Box hin und legte ihre Hand auf meine Schulter. Obwohl mir das guttat, war ich von ihrer Nähe etwas irritiert; sie war schließlich meine Therapeutin und keine Freundin. Aber heute verhielt sie sich wie eine Freundin, oder besser gesagt: wie eine besorgte Mutter. Und ich war froh, dass ich sie hatte! Denn sie reagierte einfach nur menschlich.

»Alles gut, lassen Sie es raus, Sie dürfen hier traurig sein,« sagte sie, während sie wieder in ihrem Sessel Platz nahm. Ich schluchzte weiter und putzte meine Nase, die wie ein Wasserhahn lief. Frau Petersen schaute mich mitfühlend an. Kurze Zeit später stand sie noch einmal auf, um mir ein Glas Wasser aus der Küche zu bringen. Ich nahm einen Schluck und wischte mir die Tränen aus dem Gesicht. Langsam normalisierte sich meine Atmung wieder.

»Nun erzählen Sie doch mal, was passiert ist. Wie haben Sie davon erfahren?«

Ich erzählte ihr stockend von der Verdachtsdiagnose gestern, der Biopsie und meinem Termin am nächsten Mittwoch. Von meinen Ängsten und Panikattacken. Und davon, dass ich nach zwei schweren Depressionen ja gefährdet war und Angst hatte, nun in eine weitere Depression zu rutschen. Ich fragte sie nach Antidepressiva und schlug das Me-

dikament vor, das ich schon einmal zwei Jahre lang genommen hatte.

»Das können Sie gerne wieder anfangen zu nehmen. Kann Ihnen das Ihr Hausarzt verschreiben?«

»Ja, das kann er sicherlich. Meinen Sie, ich rutsche jetzt wieder in eine Depression?« Ich war komplett erschöpft und gleichzeitig von meinen Sorgen total aufgeputscht.

»Das kann man nie wissen, Frau Şahin. Aber ich glaube das ehrlich gesagt nicht, Sie sind ja jetzt wie gesagt in Behandlung. Nun schauen Sie erst mal, dass Sie einen Schritt nach dem anderen gehen. Der nächste Schritt ist, dass Sie die Ergebnisse der Biopsie abwarten.«

»Aber was mache ich, wenn's Krebs ist? Und was, wenn er auch noch metastasiert hat? Das wäre mein Todesurteil!«, rief ich verzweifelt.

»Nein, nicht unbedingt.« Ich guckte sie ängstlich an. »Eine Cousine von mir hat auch Brustkrebs, seit über zehn Jahren, und der hat mittlerweile metastasiert. Sie muss zwischendurch Chemotherapie machen, aber sie lebt, und es geht ihr den Umständen entsprechend gut, sie hat sich damit arrangiert.« Frau Petersen sah mich mit ihren leuchtend blauen Augen an und wartete auf meine Reaktion. *Seit wann erzählt mir meine Therapeutin eigentlich Privates?!*

»Echt? Wie alt ist denn Ihre Cousine?«

»Fünfundfünfzig, sie ist Lehrerin und arbeitet auch wieder.«

Auch wenn es mir guttat, diese Geschichte zu hören, konnte ich sehr gut auf metastasierten Krebs verzichten. *Warum zur Hölle sprechen wir überhaupt darüber? Es ist ja nicht mal sicher, ob ich Krebs habe!*

Weil Frau Petersen Medizin studiert hatte, konnte ich sie auch medizinische Dinge fragen, obwohl sie keine Krebs-Spezialistin war. Ärztinnen-like ging sie an die Dinge ent-

sprechend pragmatischer ran als andere Psychotherapeut:innen. Das gefiel mir.

»Warten Sie, ich hole Ihnen noch etwas!«, sagte sie zum Ende der Therapiestunde, nahm ihre Lesebrille ab und verließ den Raum. Ich zog meine Jacke an und wartete.

Mit einem Streifen Tabletten kam sie zurück und drückte ihn mir in die Hand: »Für Notfälle!«, sagte sie und lächelte. Es waren sechs Tabletten Tavor, ein starkes Beruhigungsmittel, das angstlösend und beruhigend wirkt. Ich kannte es von meinem Aufenthalt in der psychosomatischen Klinik vor fünfzehn Jahren, da wurde es mir mal von einem Arzt angeboten. Und von Uwe Barschel, dem ehemaligen CDU-Ministerpräsidenten Schleswig-Holsteins, der in den 1980ern von einem Journalisten tot in einer Hotel-Badewanne gefunden wurde. Das hatte ich als Kind in den TV-Nachrichten mitbekommen. Aus diesem Grund – und aus Angst, davon abhängig zu werden – hatte ich es bisher nicht genommen.

»Vielen Dank. Ich hoffe, ich muss keine davon nehmen«, sagte ich.

»Bei akuten Zuständen dürfen Sie ruhig eine nehmen, Frau Şahin, das wird Ihnen nicht schaden. Sie haben meine ärztliche Erlaubnis dafür.« Ich packte den Tablettenstreifen in mein Portemonnaie und hoffte, nicht darauf zurückgreifen zu müssen.

Am nächsten Morgen wachte ich schon um sieben Uhr auf, obwohl ich gefühlt die ganze Nacht wachgelegen hatte. Acht Stunden Kopfkino, nur Angst und Verzweiflung. Ich dachte daran, wie es wäre, einfach einzuschlafen und nicht mehr aufzuwachen, und daran, ob es, wenn man stirbt, auch so sein würde; so wie im Schlaf?

Ich stand auf, zog mich aus und musterte meinen Körper

im Spiegel. Erst da fiel mir auf, dass ich seit vorgestern nichts Richtiges gegessen hatte. Unter der Dusche schäumte ich meine Brüste sorgfältig mit einem Naturkosmetik-Duschgel ein. *Als würde das den Krebs irgendwie aufhalten können!* Die jahrelange Verwendung von hautschonender Naturkosmetik war scheinbar nutzlos gewesen. Eigentlich könnte ich jetzt wieder auf die billigen Chemieprodukte umsteigen, ging mir durch den Kopf.

Völlig erschöpft schaffte ich es nach dem Duschen gerade noch, meinen Körper mit einem duftenden Granatapfelöl einzureiben und mir das Gesicht einzucremen. Auf das Schminken verzichtete ich, um die Zeit allein mit meinen Gedanken nicht unnötig zu verlängern. Es fühlte sich an, als ob ich zu Hause meiner Angst schutzlos ausgeliefert war. Also zog ich mir schnell BH, Jeans und Hoodie über, kämmte mir kurz die langen Haare und band sie zu einem Zopf. Bevor ich die Wohnung verließ, warf ich mir ein paar Weintrauben in den Mund und steckte einen Müslischokoriegel ein.

Ich lief zu meinem Hausarzt, dessen Praxis nur einige Gehminuten von meiner Wohnung entfernt lag. Die Sonne schien, aber das zauberte mir nicht wie sonst ein Lächeln auf die Lippen. In der Praxis wollte ich mir das Antidepressivum verschreiben lassen, das mir schon einmal geholfen hatte.

Durch die Erfahrung mit zwei schweren Depressionen in der Vergangenheit hatte ich gelernt, dass ich in schwierigen Zeiten gefährdet bin und dass ich besonders auf mich aufpassen musste. Ich wollte mich nie wieder so machtlos fühlen. Insgesamt hatte meine akute depressive Phase zweieinhalb Jahre gedauert. Vier Jahre hatte es gedauert, bis ich sagen konnte, dass es mir wieder gut ging. Mithilfe meiner damaligen Psychotherapeutin, einem Klinikaufenthalt und durch Gespräche mit Freund:innen war es mir gelungen, diese schlimme Phase zu überwinden.

Nach vierzig Minuten im Wartezimmer wurde ich aufgerufen und erzählte meinem Hausarzt von der Verdachtsdiagnose.

»Das sind ja ganz schlechte Nachrichten, Frau Şahin!«, sagte er entsetzt.

»Ähm, soll ich Sie jetzt trösten, Herr Dr. Rezam?«, entgegnete ich.

»Oh, Entschuldigung! So meinte ich das natürlich nicht! Brustkrebs ist ziemlich gut erforscht in der Krebsmedizin. Und ich hatte schon einige Patientinnen, die das erfolgreich überstanden haben und jetzt gesund sind.« *Schon besser! Wieso nicht gleich so?!* Manche Menschen schienen nicht zu wissen, was ihre Reaktionen bei Betroffenen anrichten konnten.

»Sie sind eine starke Frau, Sie werden es schaffen!«

»Vielen Dank. İnşallah werde ich das!«, sagte ich.

Er verschrieb mir das Antidepressivum und fragte, wie der Behandlungsplan sei. Ich erzählte ihm von der Biopsie und dass ich nun eine Woche auf das Ergebnis warten musste. Auch nach meiner Psychotherapie erkundigte er sich und ob ich eine Krankschreibung bräuchte. Ich berichtete ihm, dass ich bereits vom Brustzentrum eine Krankschreibung für die ersten vier Wochen bekommen hatte, und er sagte, dass ich auch bei ihm eine Krankschreibung bekommen könnte.

Ich mochte Dr. Rezam und hatte mit ihm schon einige interessante Gespräche über sein Herkunftsland Iran, den Islam und meine Forschungsfelder geführt. Letztes Jahr hatte er ein Buch über den Iran veröffentlicht, das ich mir in der Buchhandlung, die in der Nähe meiner Wohnung lag, besorgt hatte. Seine Aussage, dass ich eine »starke Frau« sei, machte mich nachdenklich, das hatte ich schon von mehreren Leuten gehört, denen ich von meiner Verdachtsdiagnose

erzählt hatte. Sie ging mir ehrlich gesagt gehörig nicht auf, aber gegen den Strich. Auch wenn mir klar war, dass es alle damit nur gut meinten: Was sollte denn bitte damit gemeint sein?! Etwa, dass ich *für eine Frau* ziemlich stark sei?! Weil eine Frau normalerweise nicht stark sein kann?! Einem Mann würde man zweifellos nicht sagen: *Du schaffst das schon. Du bist ein starker Mann.* Höchstens vielleicht: *Du bist stark.* Wehe dem nächsten, der sagt, dass ich eine »starke Frau« bin! Und außerdem: Wer sagt denn, dass »starke Frauen« nicht an Brustkrebs sterben können?